



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



Aron Sextus kam nun auf den gestrigen Abend zurück und erzählte dem Grafen Francken alles, was er wußte, vermutete und befürchtete. Er teilte ihm mit, was die Gräfin ihm bis jetzt über Eberhardt gesagt, was der Freiherr von Baldeghem berichtet hatte, und zuletzt das Unglück in Scholldorf, den Besuch des Pfarrers und alles, was dieser erzählt hatte. Sie können sich denken, mein lieber Freund, in welcher entsetzlich peinlichen Lage ich mich befinde, sagte er zum Schlusse. Bald denke ich, es könnten nur Spiele meiner erhitzten Phantasie sein, die mich quälen, bald erscheinen mir wieder alle diese Thatfachen als eine zusammenhängende Kette, die auf eine furchtbare Geschichte schließen lassen. Aber welche Person müßte die Gräfin sein, wenn das letztere wahr wäre! Man hat freilich von eleganten und geistreichen Damen gehört, die ihre Fehler auf eine umso höhere Stufe zu treiben wußten, von je größern Geistesgaben sie waren. Aber diese Erzählung des Pfarrers? Ich habe eine wahre Angst, wenn mich der Gedanke überkommt, daß sie das Haus in Brand gesteckt haben könnte. Und doch — es war einmal ein Kerl bei meinem Regimente, der auch eine Fußverletzung simulirte, um Nachts auszureißen und einen andern totzuschlagen. Aber es wird mir schwer, es wird mir unmöglich, das von ihr zu glauben. Sie müßte den Satan im Leibe haben. Sie müßte eine Verbrecherin oder eine Wahnsinnige sein.

Der General hörte gedankenvoll zu. Und sollte das nicht schließlich dasselbe sein? fragte er.

Dasselbe? Wenn sie eine Verbrecherin wäre, so würde ich das meinige dazu thun, sie der wohlverdienten Strafe zu überliefern, obwohl es eine Schande nicht nur für unsre Familie, sondern für den Adel überhaupt wäre. Wenn sie aber eine Wahnsinnige wäre, so könnte ich doch Mitleid mit ihr haben.

Wir müßten wohl in jedem Falle Mitleid mit ihr haben, sagte der General. Denken Sie, welche Qualen sie erlitten haben müßte, wenn sie solche Dinge in böser Absicht wohlbedacht gethan hätte. Nein, mein Freund, ich denke, jeder Mensch, der etwas Böses thut, thut es nur aus dem Grunde, daß er das Gute nicht kennt. Denn wer das Gute recht kennt, der wird es auch lieben.

Nur die Verblendung läßt uns zum Bösen kommen, indem wir uns täuschen und das, was böse ist, für etwas Wünschenswertes halten. Darum ist keiner unter uns gut, denn wir kennen alle noch nicht genau genug die Schönheit der wahren Tugend und lassen uns täglich verführen. Es ist kein prinzipieller Unterschied zwischen den guten und den schlechten Menschen, und wir sollten milde sein. Ich stelle mir vor, daß die Gräfin von Schritt zu Schritt weiter geführt worden ist, indem sie zuerst die Verbindung ihres Sohnes mit Dorothea für vorteilhaft hielt, ohne zu bedenken, daß sie ohne Liebe ein Unglück sein muß, daß sie alsdann die Existenz des ältern Sohnes ihres Gemahls hat verstecken wollen, und daß sie so, ohne es zu wollen, von der Macht der Verhältnisse immer weiter gedrängt wurde. Deshalb ist wohl der Verbrecher und der Wahnsinnige in derselben Unkenntnis des Guten, nur daß der eine mehr krank am Geist, der andre aber mehr krank am Körper ist. Ja vielmehr, es ist wohl beides dasselbe, denn Geist und Körper sind so eng verbunden, daß wir hierin keine Grenze ziehen können.

Nein, mein alter Freund, dem kann ich nicht zustimmen, sagte der Baron kopfschüttelnd. Was würde denn aus dem Begriff der Strafe werden, wenn der Verbrecher für einen Unwissenden, einen Kranken gelten sollte? Noch will ich nicht annehmen, daß die Gräfin wirklich schuldig ist. Sollte sie es aber sein, so muß sie ihre Strafe haben. Das erfordert mein Gerechtigkeitsgefühl.

Die Strafe! sagte der General. Und glauben Sie, die göttliche Weltordnung wäre so lückenhaft, daß irgend ein Vergehen straflos bleiben könnte? Glauben Sie, die göttliche Gerechtigkeit müßte auf menschliches Urteil warten? Ich habe mich an den Schriften unsrer Psychologen und Rechtslehrer niemals recht erbauen können, weil ich in ihnen die Klarheit der Unterscheidung vermissen. Sie gehen alle von der Meinung aus, daß der Mensch das Böse freiwillig thue. Aber nur das Gute thun wir freiwillig, niemals das Böse. Die Gesetze müßten, um richtig zu sein, der wahren Sittlichkeit und Religion aus dem innersten Leibe geschält sein, aber was wissen die meisten von denen, welche die Gesetze machen, davon! Verstehen Sie mich recht! Nicht, daß ich Straflosigkeit des Verbrechens wünschte, aber ich habe Mitleid auch mit dem ärgsten Verbrecher, und ich sehe in der Strafe nur den Zweck der bessernden Erziehung.

Es ist wohl etwas Wahres daran, und unsre neuen Gesetze taugen nichts, erwiederte der Baron nachdenklich, aber der Schwerpunkt der Frage liegt wohl darin, daß wir das rechte Christentum nicht mehr haben und daß die Autorität des Königtums von Gottes Gnaden erschüttert ist. Bestünde die alte gesunde Staatsverfassung noch, so würden auch die Gesetze gesund sein.

Unsre Gesetze würden gesund sein, wenn unsre Anschauung von der menschlichen Natur richtig wäre, wenn wir bedächten, daß die moralischen Gesetze ebenso unverbrüchlich sind wie die physischen. Wenn ich mit meinen Füßen einen Fehltritt thue, so erwarte ich niemals, daß ich in der Luft schwebend vor dem Falle bewahrt bleiben könnte. Ich muß den Schaden meines Sturzes notwendig auf mich nehmen, obwohl ich sicherlich nicht freiwillig stürze. Und wenn ich mit der Seele strauchle, sollte ich dem Schaden entgehen können? So wenig ich freiwillig das Bein breche, so wenig thue ich auch meiner Seele freiwillig Schaden. Es ist immer eine Unkenntnis des Weges, ein Irrtum, eine Schwäche, welche mich niederwirft. Darum habe ich ein umso größeres Mitleid mit der Gräfin, je schuldiger ich sie mir vorstelle. Und ich stelle sie mir schuldig vor. Ich will es Ihnen nicht verhehlen, lieber Freund, daß ich glaube, sie sei eine große Ver-

brecherin. Sie fiel mir durch die Unruhe ihrer Augen auf, als ich sie zuerst sah. Die in sich gefestigten Gemüther haben einen ruhigen Blick. Sie ist von einer solchen Leidenschaft und Wildheit, daß sie, einmal vom rechten Wege abgekommen, weder Maß noch Ziel kennt. Sie ist eine intime Freundin dieses durchaus verworfenen Mannes, des Freiherrn von Waldeghem, gewesen, und sie hat wohl mit dieser Freundschaft schon den bösen Pfad betreten. Dann hat sie den Grafen von Altensjchwerdt geheiratet, mit Wissen, wie Waldeghem behauptet, daß dieser schon heimlich vermählt war, und dieser Schritt hat ihr für alle Zukunft die Umkehr versperret, weil sie, an ein Leben in der vornehmen Gesellschaft gewöhnt, niemals fähig sein konnte, von ihrer eingebil deten Höhe herunterzusteigen, dann —

Und was soll ich nun thun? Was soll ich thun? rief der Baron. Er war tief erschüttert durch die Perspektive, welche sich ihm auf den Charakter eines Wesens eröffnet hatte, das er zu seinem Weibe und zum Troste seines Alters hatte machen wollen, und seine Verehrung für die Gräfin verkehrte sich unter der Erkenntnis der eignen falschen Beurteilung in Haß.

Ich gebe ungern einen Rat, erwiederte der General, weil ich weiß, wie thöricht oft der bestgemeinte ist. Aber wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde ich hinsichtlich der Gräfin garnichts thun. Sie können nicht ihr Ankläger sein, und wenn jener Mann, von dem Sie sprechen, der Trunkenbold dort im Dorfe, sich an die Gerichte wendet, so lassen Sie ruhig der Sache ihren Lauf. Dagegen würde ich an Ihrer Stelle etwas thun, was auch ohne Rücksicht auf die Angelegenheit der Gräfin geschehen kann. Ich würde meine Tochter in meinem Beisein dem Grafen Dietrich gegenüberstellen und würde beide aufs Gewissen fragen, ob sie einander gern heiraten. Sagen sie dann beide ja, so lassen Sie die Verlobung bestehen, sagt aber eins von beiden nein, so würde ich die Verlobung auflösen.

Der Baron seufzte und sah vor sich nieder. Sie mögen Recht haben, ich werde es mir überlegen, erwiederte er.

Er stand auf, um zu gehen, und der General drückte ihm die Hand. Ich habe für die Gräfin gesprochen, sagte er mit trübem Lächeln, aber zugleich für mich selbst. Ich möchte mir gern in Ihrer Gegenwart das Zeugnis ausstellen, daß ich selbst auch nur unfreiwillig etwas Böses that, als ich meinen Feind niederschob.

Baron Sextus erwiederte den Händedruck unter einem herzlichen Freundesblick, war jedoch zu sehr von den Anforderungen des Tages in Anspruch genommen, um seinen Ansichten über das Duell, worin er vom General abwich, Ausdruck zu geben. Er ließ, nachdem er sich angekleidet hatte, da es inzwischen schon gegen zwölf Uhr geworden war, satteln, um nach Scholldorf zu reiten, widerrief aber diesen Befehl, weil er sich zu angegriffen fühlte, und gab den Befehl, anzuspannen. Er wollte fahren. Während er jedoch in seinem Arbeitszimmer ein Glas Madeira trank und die Meldung erwartete, daß der Wagen vorgefahren sei, sagte ihm der Kammerdiener, daß Herr Eschenburg ins Schloß gekommen sei und sich bei der Frau Gräfin habe anmelden lassen.

Hat sie ihn angenommen? fragte er überrascht.

Sawohl, Herr Baron.

Baron Sextus überlegte einen Augenblick.

Lassen Sie wieder anzuspannen, sagte er dann. Und es soll jemand darauf achten, wann Herr Eschenburg wieder fortgeht, und soll ihn dann bitten, zu mir zu kommen.

In der That hatte Gräfin Sibylle Eberhardts Besuch angenommen. Sie lag im Bette und hatte sich Chocolate bringen lassen, als Martha ihr anzeigte, Herr Eschenburg wüßte ihr seine Aufwartung zu machen.

Als sie diesen Namen hörte, hatte die Gräfin ein Gefühl, als schlug ein Blitz vor ihr ein. Sie schloß die Augen und sank auf das Kopfkissen zurück, sodaß Martha erschrocken aufschrie. Bei diesem Ton schlug die Gräfin die Augen wieder auf und sah die Jose mit einem Blicke an, den diese, wie sie später erzählte, nie wieder vergessen konnte. Es war ein Blick so voll von Entsetzen und Verzweiflung, daß Martha bis ins Herz hinein erzitterte, wie sie sagte.

Ich bin krank und kann niemand sprechen, sagte die Gräfin mit heiserer Stimme.

Die Jose war froh, von dem Lager fortlaufen zu können. Es war ihr unheimlich zu Mute, und mit blassen Lippen sagte sie Eberhardt, daß die Frau Gräfin ihn nicht empfangen könne.

Er schien dies jedoch vorausgesehen zu haben, denn er nahm ein versiegeltes Billet aus der Tasche und gab Martha Auftrag, dies der Gräfin zu geben. Er werde auf Antwort warten.

Der Gräfin Finger flogen hastig an dem kleinen Briefe herum, und es kostete ihr Mühe, ihn zu öffnen. Als sie endlich den Umschlag und zugleich die Einlage ungeschickt zerrissen hatte und die wenigen Zeilen las, die darin standen, kam ein gurgelnder Ton aus ihrer Kehle und sie haßte nach ihren Valerianatropfen, um die entfliehende Besinnung zurückzuhalten. Erst als sie davon getrunken hatte, vermochte sie zu sagen, daß Herr Eschenburg eintreten möge.

Die hohe Gestalt Eberhardts kam mit festem Schritte durch den Salon in das Schlafgemach, und sein Blick heftete sich ernst auf die totenblasse Züge der in ihrem Bette zusammenschauernden Frau. Sie vermochte nichts hervorzu- bringen, und ihre glühenden Augen hingen an seiner Miene wie an der eines Richters. Er betrachtete sie ebenfalls schweigend, ging dann zur Thür zurück, versicherte sich, daß niemand im Salon war, verschloß die Thüre und kam wieder an ihr Lager.

Ich war vor Monaten bei Ihnen, sagte er dann mit leisem, melancholischem Tone, um Sie zu bitten, dies Schloß zu verlassen. Sie haben meine Bitte damals mißachtet, aber nun ich jetzt dieselbe Bitte zu wiederholen hier bin, werden Sie sie hoffentlich befolgen.

Er schwieg einen Augenblick, indem er ihre Antwort erwartete, aber sie fuhr nur fort, ihn voll Haß und Furcht anzusehen, und so sprach er weiter.

Sie haben so unbedacht gehandelt, daß Sie Gefahr laufen, sich in das größte Elend zu stürzen, auch wenn Ihre Freunde alles aufbieten, Ihre Schuld zu bemänteln. Der Mann, den Sie bestochen haben, mich zu berauben, ein Mann aus der Hefe des Volkes und ohne jeden sittlichen Halt, droht, Sie den Gerichten zu überliefern. Er wird in seiner Anklage von dem alten Andrew unterstützt werden, welcher Sie diese Nacht gesehen und erkannt hat. Seine Wachsamkeit allein hat mein Leben und das Leben einer schuldblosen Familie gerettet. Es giebt nur ein Mittel, welches Sie schützen kann. Reisen Sie sofort ab und begeben Sie sich ins Ausland, dann will ich versuchen, den Mann, der Sie anklagen will, zu beschwichtigen. Noch weiß niemand davon außer dem Pfarrer von Schollborn, Andrew und mir. Es sind die Erinnerungen der Vergangenheit und die Rücksicht auf unsre Familie und auf die Familie Sextus,

welche mich bewegen, den Versuch zu machen, den Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen. Verharren Sie aber im Widerstande, so werde ich meine Hand von Ihnen abziehen und die Ereignisse gehen lassen, wie sie wollen und müssen. Ich werde vierundzwanzig Stunden warten. Habe ich alsdann nicht die Gewißheit, daß Sie mit Ihrem Sohne das Schloß verlassen haben und abgereist sind, so werde ich nichts mehr für Sie thun.

Gräfin Sibylle antwortete nichts, aber der Ausdruck ihres Gesichtes erschien Eberhardt so düster und zugleich so erbarmenswürdig, daß er in dem Gefühl der gnädigen Bewahrung des eignen Lebens in so großer Gefahr und in der Dankbarkeit gegen Gott, der ihn beschützt hatte, jede Regung des Hasses gegen diese Frau verlor, welche doch die Gattin seines Vaters gewesen war, und daß die liebevolle Gesinnung seiner Mutter in ihm völlig die Oberhand gewann.

Raffen Sie Mut, sagte er mit sanfter Stimme. Sie haben wohl, von Leidenschaft hingerissen, großes Unglück anrichten wollen, aber daß es nicht so geworden ist, wie Sie glaubten, daß es werden würde, das mag Ihnen ein Wink sein, daß es noch Zeit zur Umkehr ist. Raffen Sie sich auf und bedenken Sie, daß die göttliche Gnade nie aufhört, uns gegenwärtig zu sein und hilfreich zur Seite zu stehen. Folgen Sie meiner Bitte und meinem Rat. Reisen Sie noch heute ab. Ich erwarte morgen früh die Nachricht, daß Sie fort sind.

Jetzt bewegten sich die Lippen der Gräfin und sie sagte mit tonloser Stimme: Ich werde heute abreisen.

Er verneigte sich und ging.

Als er verschwunden war und sie seine Schritte nicht mehr hörte, richtete Gräfin Sibylle sich auf und blickte umher. Sie glich einem Wachsbild an Unbeweglichkeit der Muskeln und Farbe, und nur der rasche Atem und die heimlich rollenden Augen zeigten, daß Leben in ihr sei. Die Sonne stand hoch am Himmel und erhellte das Gemach, obwohl die Vorhänge zugezogen waren; das belebende Licht des Tages erschien der Gräfin wie eine entsetzliche Unnatur. Es sollte doch Nacht sein, dachte sie in ihrem verstörten Sinne, was bedeutet dieser gelbe Schein?

Dann stand sie auf und kleidete sich an, ohne die Hilfe Marthas herbeizurufen. Sie machte Toilette wie sonst, nur schneller und ohne in ihren Gedanken dabei zu sein. Es waren ferne Bilder, welche ihre Seele beschäftigten. Sie sah ihr vergangnes Leben mit ungewöhnlicher Deutlichkeit vor sich stehen und durchlebte es gleichsam noch einmal im Zeitraum von Minuten. Nur erschien es ihr wie etwas Gleichgiltiges, wie ein Traum ohne Sinn. Dann heftete sich ihre Betrachtung auf die vergangne Nacht und auf das brennende Haus. Wie lächerlich! sagte sie zu sich selbst. So viel Mühe um nichts! Welch ein Possenspiel! Aber an einem einzigen Bilde blieben ihre Ideen ernstlich haften: das war der Verwundete, der mit ihr unter demselben Dache war. Sie sah ihn genesen und sah ihn lächeln, während er von ihr sprach, und diese Idee saß in ihr fest wie ein glühendes Eisen und hielt ihr erstarrendes Blut in Wallung.

Jetzt war sie völlig angekleidet, und das schwarze Spizentuch war in der gewohnten unnachahmlichen Manier mit Diamantnadeln auf dem dunkeln Haar befestigt. Doch sah ihr Gesicht bleich darunter hervor, denn ein innerer Trieb hatte sie davon abgehalten, ihre Kunst auf dessen Verschönerung zu verwenden. Nun ging sie zu ihrem Schreibtisch und holte aus der Schublade ein Messer

hervor, das sie ehemals am Hirschfänger in einer Nebenscheide getragen hatte. Es war zweischneidig und spitzig, die Klinge so lang wie ihre schmale Hand. Sie steckte das Messer in die Tasche ihres Kleides und ging zur Thür hinaus.

Sie war jetzt auf dem Korridor, der ihr in der Nacht so finster erschienen war, und nun schien die schauerliche strahlende Sonne durch alle Fenster herein. Sie hatte die Empfindung, daß es ihr wohlthun würde, wenn sich dieses blendende Licht zurückzöge und eine Nacht ohne Ende sie umfinge, aber sie blickte ihm doch trotzig entgegen und kämpfte den Zwiespalt nieder, den die Strahlen in ihr hervorriefen. Sie schritt eiligen Fußes zur Bibliothek, ging zu der Thür, welche in das Zimmer des Verwundeten führte, öffnete sie leise und blickte hinein.

Es war ganz still darin, Gräfin Sibylle schlich einige Schritte vor und bemerkte, daß der Verwundete schlief, und daß die Wirtschafterin, mit einer Näharbeit beschäftigt, am Fenster saß.

Sie ging auf diese zu, legte den Finger auf den Mund, indem sie nach dem Bette zeigte, und gab der Frau einen Wink, sich zu entfernen.

Diese war verwundert und sah die Gräfin mit einem unbestimmten Gefühl der Furcht an.

Ich werde Sie vertreten, flüsterte Gräfin Sibylle. Gehen Sie auf Ihr Zimmer und warten Sie, bis ich schelle.

Die Wirtschafterin, eine Frau von gutmütiger und folgsamer Sinnesart, stand auf und entfernte sich, obwohl ihr die plötzliche Erscheinung und der unerwartete Befehl der Gräfin sonderbar vorkamen. Sie hatte die gebieterische Hand der Dame in den letzten Wochen so deutlich auf dem Haushalt von Schloß Eichhausen lasten verspürt, daß sie nicht wagte, ungehorsam zu sein.

Als sie draußen war, horchte die Gräfin an der Thür, und als die Schritte sich entfernten, schob sie den Kiegel vor. Dann trat sie vor das Bett und betrachtete die schlaffen Züge des Freiherrn, der in ruhigem Schlummer lag. Sie glaubte selbst jetzt, während er schlief, die Spuren seines höhnischen Lächelns um die schmalen Lippen herum zu erkennen, und sie lächelte selbst mit einem wilden Triumph, indem sie bedachte, daß er doch in ihrer Gewalt sei, während er geglaubt hatte, sie in seiner Hand zu haben.

Doch mußte er wohl im Schlafe ihren Schritt vernommen haben oder durch das Öffnen der Thür geweckt worden sein, denn während sie vor ihm stand und ihn ansah, ward er unruhig und schlug die Augen auf. Zuerst starrte er bewußtlos vor sich hin, dann bemerkte sie, daß sich in seinen Augen der Ausdruck des Entsetzens malte.

Wie geht es dir, Oskar? fragte sie.

Er antwortete nicht, aber er hob die Hand empor, und es schien ihr, als wollte er nach der Klingel greifen, die auf dem Tischchen neben ihm stand.

Sie ergriff diese Hand, hielt sie fest, näherte ihr Gesicht dem seinigen und sagte leise: Du meinstest, ich könnte thun, was Judith that. Du hast dich nicht geirrt. Aber bei mir ist es Liebe.

Er öffnete den Mund und schien rufen zu wollen, aber sie preßte ihre Lippen auf die seinigen und erstickte seinen Ruf mit ihrem Kusse.

Wir wollen allein bleiben, Oskar, sagte sie dann, sich wieder etwas emporrichtend. Aber schweige still, damit man uns nicht stört. Sage mir doch, liebst du mich nicht in Wahrheit?

Er mußte wohl etwas Furchtbares ahnen, aber er machte keinen Versuch mehr, zu rufen oder zu schellen. Er preßte die Lippen zusammen und sah der Gräfin fest ins Auge, als könnte er sie mit dem Blicke bezähmen.

Aber dieses Gesicht erregte von neuem einen wilden Trieb in ihr. Antwortest du nicht? fragte sie. Sage mir, ob du mich liebst.

Du weißt, daß ich dich immer geliebt habe und noch jetzt liebe, antwortete er.

Sie lachte. Das lügst du, entgegnete sie. Du fürchtest dich, und deshalb lügst du. Aber ich liebe dich, und ich will dich mit mir nehmen.

Sie warf sich mit heftiger Geberde über ihn her, umfaßte mit der Linken seinen Kopf und drückte in leidenschaftlichem Sturme ihren Mund auf seinen Mund, aber zugleich zog sie mit der Rechten das Messer hervor und stieß es ihm tief in die Brust. Sie fühlte, wie der Stahl in das Fleisch drang, wie das warme Blut ihre Hand benetzte, sie fühlte die Zuckungen des tödtlich getroffenen Körpers, und immer glühender umfaßte sie den sterbenden Leib. Mit verzehrender Kraft wollte sie sein entschwindendes Leben in sich saugen und eine grauenvolle Wonne durchschauerte ihre Nerven.

Da hörte sie die Klinke der Thür sich bewegen, sie hörte Pochen, und sie fuhr empor. Mit irrem Blick sah sie um sich. Sie wollte den Griff des Messers ergreifen, dessen weißes Elfenbein, von Blut besleckt, aus der Brust des röchelnden Mannes hervorah, sie wollte sich selbst den Stahl in die Brust bohren, aber sie hörte schon schwere Tritte seitwärts nach der Bibliothek sich wenden, und fürchtete, nicht Zeit zum Sterben zu haben, da die Thür auf dieser Seite von innen nicht zu verschließen war. Sie zog das Messer aus der Wunde, um für den letzten Fall der Noth eine Waffe zu besitzen, floh zu der Thür hinaus, durch welche sie auch gestern Abend sich entfernt hatte, und lief die Steintreppe hinab, welche in den Park führte. Unten auf dem Flur, an welchem die Wirtschaftsräume lagen, ging sie gemessenen Schrittes, damit nicht jemand von der Dienerschaft, über ihr Laufen verwundert, ihr folgen möchte. Eine Magd stand in der Küchenthür im Gespräch mit einem Reitknecht, aber bei der Annäherung der Gräfin gingen sie eilig voneinander und verschwanden. Sie sah das deutlich, obwohl sie das Gefühl hatte, daß sie nicht mehr dieser Welt angehöre. In allen ihren Nerven fühlte sie die Umarmung des Sterbenden und die Wärme seines Blutes, der lichte Tag war ihr eine Hölle voll Grausen. Schreckliche Gesichte umtanzten sie, sie erblickte deutlich in einer übermenschlichen Verzerrung das Antlitz des Ermordeten. Riesengroß schwebte es vor ihr her, scharf gezeichnet, klar in den Farben und von unwiderstehlich anziehender Gewalt. Sie wunderte sich, daß niemand hinter ihr war, und daß sie der Vision ungehindert folgen konnte. Sie durchschritt den Park, trat aus der Pforte in der Mauer hinaus ins Freie und lief nun in rasender Eile dahin. Sie wußte nicht, wohin sie lief. Sie sah das Gesicht des Ermordeten vor sich und folgte ihm nach. Nun schwebte es über dem schwarzen, klaren Wasser vor dem Saume des Waldes, sie griff darnach, es entwich ihr, sie stieg einen Felsblock hinan, der über das Wasser hinausragte, und warf sich mit weitem Schwunge in die stille, tiefe Flut.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Eberhardt hatte die Gemächer der Gräfin in einer wunderbaren Stimmung verlassen. Es war ihm, als werde für seinen Blick der Schleier gelüftet, welcher die Ratschlüsse der Vorsehung verhüllt, und als sehe er im Wirrsal der irdischen Ereignisse die klare Ordnung der Gottheit, die Gut und Böse nach den Gesetzen unterscheidet, welche die Handlungen der Menschen in sich selber tragen. Er fühlte, daß der verwirrete Knoten seines Lebensschicksals sich nach einer höhern Fügung zu lösen beginne, und daß die Gräfin selbst im Übermaß ihrer Verbrechen das eigne Gewebe zerstöre, worin sie gehofft hatte ihn und die Geliebte zu fesseln und zu vernichten. Überzeugt, daß sie es diesmal nicht wagen werde, seine Stimme zu mißachten, und daß dann die notwendige Folge der Begebenheiten seine Wünsche zur Erfüllung bringen werde, wollte er das Schloß ruhig verlassen und nach Scholldorf zurückkehren, als ihn ein Diener anredete, der auf dem Korridor auf ihn gewartet hatte, und ihm die Bitte des Barons, ihn zu besuchen, ausrichtete.

Eberhardt folgte dem Diener und ward in das Arbeitszimmer des alten Herrn geführt.

Baron Sextus erhob sich aus seinem Lehnstuhl vor dem Arbeitstisch, als der junge Mann ins Zimmer trat, und ging ihm einige Schritte entgegen. Als sich beide Männer einander gegenüberstanden und sich prüfend betrachteten, gewahrte Eberhardt eine Veränderung in dem Wesen des Alten, die sich im Zeitraume weniger Wochen vollzogen hatte. Die stramme Haltung des ehemaligen Reiteroffiziers war wohl nicht ganz verschwunden, aber sie trat nicht mehr so charakteristisch hervor wie ehemals, und das braunrote Gesicht zeigte eine Spur von Ermüdung, die Eberhardt nicht an ihm kannte. Es war ersichtlich, daß die Aufregungen der letzten Zeit, ein innerer Kampf in dem stolzen Herzen des trotzigen Edelmannes, an ihm gezehrt hatten, und daß die Schmerzen, welche das liebende Paar in dem Streite zwischen gesellschaftlichen Vorurteilen und dem Drange ihrer Seelen erlitten hatte, auch auf das Leben dieses rüstigen Vertreters seines Standes eingewirkt hatten, weil er doch auch Vater war. Und was Eberhardt nicht ahnen konnte — ein anderer Schmerz, ein Leiden von fast noch mehr einschneidender Wirkung bohrte an ihm: die Entdeckung, daß er die Hoffnung und Neigung seines eignen Herzens noch im Alter auf einen unwürdigen Gegenstand gewandt habe. Sein tiefverletzter Stolz und die Kränkung eines nach spätem Glücke sich sehnenenden Gemüthes nagten an ihm und prägten ihre niederbeugende Wirkung seiner äußern Erscheinung auf.

Während Eberhardt diesen Eindruck bei seiner Begegnung mit dem alten Herrn gewann und schweigend vor ihm stand, in Erwartung dessen, was derselbe ihm zu sagen habe, betrachtete auch Baron Sextus ihn prüfend und voller Spannung wegen der Entwicklung der Begebenheiten, die ihn rätselhaft umschlangen. Nachdem sich seine Gedanken soviel mit dem Abwesenden beschäftigt hatten, und in dem Gefühl der Wichtigkeit, welche diese Persönlichkeit im Laufe der letzten Monate für ihn erhalten hatte, suchte er aus dem Gesichtsausdruck und der Haltung des jungen Mannes, noch ehe er ihn anredete, herauszulesen, mit wem er es zu thun habe. Er mußte sich dabei gestehen, daß er sich kein Antlitz und kein Auftreten vorstellen könne, welches mehr als dieses geeignet sein konnte, ein günstiges Vorurteil zu erwecken. Das instinktive Gefühl, welches

einen Ehrenmann mit dem andern verbindet, jene unsichtbare und ungreifbare Verwandtschaft der Seelenstimmung, auf welche der Baron so hohen Wert legte, zog ihn sofort an, sodaß es ihm selbst in diesem Augenblicke unbegreiflich erschien, wie es möglich gewesen sei, daß er so lange in Zweifel über Eberhardts wahren Charakter hatte sein können. Es lag ein edler Freimuth, eine vornehme Ruhe und eine Sicherheit der Persönlichkeit in Eberhardts Auftreten, die den Baron, schon ehe er seine beabsichtigten Fragen that, von der guten Sache dieses Mannes überzeugten, und er konnte nicht ohne Beschämung daran denken, daß er sich durch Einflüsse unreiner Art solange hatte davon abhalten lassen, seinem Grundsatz gemäß Auge in Auge zu prüfen, mit wem er es zu thun gehabt hatte.

Seiner geraden und mutigen Natur gemäß ging er jetzt ohne Umschweife auf das Ziel los, indem er fragte: Mein Herr, welches ist Ihr wahrer Name? Ist der Name, unter welchem Sie sich bei uns einführten, Ihr wahrer und richtiger Name, oder wer sind Sie?

Eberhardts Brust hob sich höher, und in einer kurzen Sekunde durchfühlte er noch einmal in der Erinnerung die Seelenkämpfe, welche er siegreich bestanden hatte, dachte an das Versprechen, welches er seiner Mutter gegeben, aber auch an die Worte, welche sie ihm selbst gesagt und durch den treuen Andrew ihm überhandt hatte: daß er nämlich zu seiner Verteidigung das Geheimnis seiner Abkunft verraten dürfe. Dann erwiderte er mit stolz erhobenem Haupte und ruhiger Stimme: Ich bin der Graf Eberhardt von Altenschwerdt.

Und was hat Sie bewogen, mein Herr, sich unter einem andern Namen vorzustellen?

Es ist eine traurige Geschichte, die Geschichte des gebrochenen Herzens meiner Mutter, welche ich Ihnen zur Erklärung zu berichten habe, sagte Eberhardt mit umflorter Stimme.

Er nahm den Stuhl, welchem ihn Baron Sextus anbot, setzte sich dem alten Herrn gegenüber und erzählte ihm von der Vergangenheit, von der Liebe zwischen dem heißblütigen, wankelmütigen und stolzen Grafen und dem Mädchen bürgerlicher Herkunft, von der stillen, aufopfernden Liebe der verrathenen Frau, von der Zurückgezogenheit seiner Jugend bei den Shakern im fernen Amerika und von dem Wunsche der verstorbenen Mutter, das Geheimnis ihrer Liebe möge heilig erhalten bleiben, damit das Andenken jenes verräterischen und doch so heißgeliebten Mannes nicht getrübt und die süße Erinnerung einer unvergänglichen Neigung nicht vor den Augen der großen Welt in den Staub gezogen werde.

Baron Sextus hörte dieser Erzählung mit der Empfindung zu, daß dieselbe wahr sein müsse, auch wenn die Thatfachen, welche Eberhardt berichtete und mit Dokumenten beweisen zu können erklärte, nicht durch solche äußerliche Beglaubigungen getragen wären. So sehr trug diese Erzählung in Eberhardts Munde das Gepräge der Wahrheit in sich selbst. Er begriff jetzt, indem er Eberhardts Bericht mit den Mitteilungen des Freiherrn von Baldeghem und mit den Bruchstücken verglich, die ihm die Gräfin über ihre Geschichte und jene selben Gegenstände vorgetragen hatte, den Zusammenhang der Intrigue, welcher er eine Zeit lang zum Opfer gefallen war, und er ward von Zorn und Schrecken bewegt, als er bedachte, welche Gefahr ihm in seiner vertrauensvollen Hingebung an jene gefährliche Frau gedroht habe. Er bewunderte die Zurückhaltung und den Stolz dieses jungen Mannes, der in einer Ritterlichkeit der Gesinnung, wie

sie ihm noch niemals vorgekommen war, auf alle Vorteile verzichtet hatte, welche äußere Umstände ihm gewähren konnten, und allein auf seinen persönlichen Wert sich verlassend, alles der Ehre, nichts dem Glücke hatte verdanken wollen.

Nur die Geschichte seines Verhältnisses zu Dorothea, nur den für ihn wichtigsten Teil seines Lebens berührte Eberhardt mit keinem Worte, gleich als scheute er sich, sein Innerstes ans Licht zu kehren, bis endlich der Baron selbst hiervon zu sprechen anfing.

Sie haben einen Brief von mir erhalten, den ich lebhaft bedauere geschrieben zu haben, Herr Graf, sagte er. Aber Sie werden mir hoffentlich zugestehen, daß ich in der Unkenntnis Ihres wahren Charakters nicht anders konnte, und daß Sie selbst einen Teil der Schuld daran trugen, daß ich Sie verkannte, indem Sie, obwohl in löblicher Absicht, mit mir Versteckens spielten.

Ich gebe Ihnen das zu, Herr Baron.

Dagegen möchte ich Sie fragen, was Sie veranlassen konnte, mir in dieser Weise zu antworten? sagte Baron Sextus, indem er sich erhob und von seinem Schreibtische den Brief nahm, welchen ihm Gräfin Sibylle als von Eberhardt geschrieben überbracht hatte.

Eberhardt nahm das Schriftstück zur Hand, las es und reichte es zurück.

Ich habe es nicht geschrieben, sagte er einfach.

Baron Sextus preßte die Lippen zusammen und blickte düster vor sich hin.

Welch eine Frau! Welch eine Frau! murmelte er nach einer Weile. Mit Entsetzen dachte er an den Bericht des Pfarrers Sengstach, er fühlte in sich die Überzeugung, welche er vergeblich zurückzudrängen sich bemühte, daß er nichts Schlimmes von der Gräfin anzunehmen in stande war, was sie nicht in der That vollbracht haben könnte.

Wir wollen der Ordnung nach vorgehen, Herr Graf, sagte er, den grauen Bart streichend. Wenn es Ihnen genehm ist, begleite ich Sie nach Scholldorf zurück, und Sie zeigen mir die Dokumente, von denen Sie mir gesagt haben.

Ich werde Ihnen die Mühe des Weges ersparen, Herr Baron. Ich werde Ihnen diese Dokumente noch heute bringen. Nur bitte ich Sie, dieselben als ein Geheimnis unter uns betrachten zu wollen. Denn wohl habe ich Ihnen meine Eröffnung zu machen mich verpflichtet gefühlt, aber im übrigen will ich dem Wunsche meiner seligen Mutter treu bleiben und keinen Prozeß gegen die Frau anfangen, die sich Gräfin von Altenswerdt nennt, noch gegen meinen Bruder, der unschuldig an dieser Verwirrung und diesem Unrecht ist.

Was aber soll mit dieser Dame geschehen? fragte Baron Sextus mit einem tiefen Seufzer.

Er hatte noch kaum ausgesprochen, als die Thür sich öffnete und als, mit den Zeichen tiefster Bestürzung auf dem Gesicht, sein Kammerdiener hereintrat und ihm in unzusammenhängenden Worten mittheilte, daß etwas Schreckliches geschehen sei, daß der Freiherr von Baldeghem ermordet auf seinem Lager liege.

Ermordet? rief der Baron, indem er aufsprang. Was reden Sie da?

In dieser Flut ungewöhnlicher und schrecklicher Ereignisse, die sich einander auf dem Fuße folgten, kaum noch an irgend einem grauenvollen Neuen zweifelnd, schritt er zur Thür hinaus zum Zimmer des Freiherrn, und Eberhardt folgte ihm.

Ein entsetzlicher Anblick bot sich den Männern, als sie in das Gemach traten, wohin man am Tage vorher den Verwundeten gebettet hatte. Auf dem weißen Leinen, das mit frischem Blute befleckt war, lag mit freidigem Gesicht

und blauen Lippen die Gestalt des Freiherrn tot ausgestreckt, die Brust entblößt und von einer neuen Wunde durchbohrt, die Züge des Antlitzes verzerrt von einem unbeschreiblichen Ausdruck der Wut und Angst. Neben dem toten Körper standen der Arzt mit fassungsloser Miene und die wie in Betäubung versunkene Wärterin.

Der mit phantastischen Bildern bemalte Bettschirm umgab die Szene und verlieh mit seinen brennenden Farben der Leiche einen furchtbar kontrastirenden Hintergrund. Mitleidlos schien die strahlende Sonne durch die hohen Fenster herein und beleuchtete bis in die kleinste Einzelheit einen Anblick, den jeder der Anwesenden mit tiefster Nacht zu verhüllen gewünscht hätte.

Schaudernd traten Baron Sextus und Eberhardt an das Bett heran und fragten mit Blicken, die von dem Toten zum Arzt und von dem Arzte wieder zu dem Toten irrten, nach einer Erklärung dieser grausigen That.

Der Arzt begann zu erzählen.

Ich hatte die Absicht, nach dem Befinden des Verwundeten zu sehen, sagte er mit leiser Stimme, als fürchte er, den für immer Schlafenden zu erwecken. Als ich die Treppe heraufkam, begegnete ich der Frau hier, welche mir sagte, daß er schlafe, und daß die Frau Gräfin von Altenschwerdt bei ihm sei und sie fortgeschickt habe.

Großer Gott! stieß Baron Sextus mit tiefem Stöhnen hervor.

Ich war unzufrieden, als ich das hörte, fuhr der Arzt fort, denn ich fürchtete, daß die Anwesenheit der Frau Gräfin beunruhigend auf den Patienten wirken könnte, der sich ihren Besuch ausdrücklich verboten hatte. Auch kam es mir sonderbar vor, daß die Frau Gräfin, deren leidenden Fuß ich noch diesen Morgen gesehen hatte, sich dorthin begeben haben sollte. Deshalb gebot ich der Frau, wieder mit mir umzukehren, und ich wollte leise hereinkommen, um den Verwundeten nicht zu wecken, und die Frau Gräfin bitten, die Sorge für ihn mir und dieser Frau zu überlassen. Indem wir beiden über das Befinden des Verwundeten und über die auffallende Thatfache sprachen, daß die Frau Gräfin bei ihm sei, mochten wohl einige Minuten verfließen, und dann kamen wir zusammen herauf. Aber zu meiner Verwunderung war die Thür von innen verschlossen, und ich muß gestehen, daß mich dabei eine unbestimmte Ahnung erfaßte, es müsse etwas nicht in der Ordnung sein. Da sagte mir die Frau, daß wir durch die Bibliothek in das Zimmer kommen könnten. Wir gingen eilig von dieser Seite herum, und als wir hierher kamen, fanden wir nur noch den Verwundeten hier, welcher aus einer neuen tödtlichen Wunde blutete und eben seinen letzten Seufzer aushauchte.

Und die Gräfin? fragte Baron Sextus mit stockendem Atem.

Ich glaube gehört zu haben, sagte der Arzt, daß diese andre Thür dort, welche der Bibliotheksthür gegenüberliegt, bei unserm Herankommen zugeschlagen ward, und es ist nicht anders möglich, als daß die Frau Gräfin sich nach dieser Seite hin entfernt hat. Ich enthalte mich jeder Vermutung und jedes Verdachts, ich berichte nur Thatfachen. Meine Pflicht war es, mich um den Verwundeten zu kümmern, und ich ließ alles andre außer Acht.

O großer Gott! O großer Gott! rief die Wärterin jetzt händeringend. Sie hat ihn umgebracht und ist entflohen!

Folgen wir ihr! sagte Baron Sextus.

Er ging voran, den Gemächern der Gräfin zu, und die Anwesenden folgten ihm nach.

Aber schon hatte sich in dem weitläufigen Gebäude das Gerücht von der ungeheuern That verbreitet, und die Nachricht, daß die Gräfin das Schloß verlassen habe und durch die Pforte in der Parkmauer nach dem Walde zu geeilt sei, ward bei den Gästen, die sich noch im Schlosse befanden, sowie bei der Dienerschaft von Mund zu Munde getragen und erreichte den Baron, ehe er zur Thüre des Salons kam, welchen sein unheilvoller Gast bewohnt hatte. Martha war es, die ihm mit dieser Botschaft entgegenkam, und er wandte sich alsbald nach derselben Richtung, welche die Flüchtige verfolgt hatte.

Der Eindruck von etwas Großem und Unheimlichem schien gleichsam in der Luft des Schlosses, wie der Schatten einer schweren Wolke auf einer Landschaft zu liegen, und in ängstlicher, erwartungsvoller Aufregung schritt der suchende Haufe, nur im Flüstern die verschiedenen Gedanken und Vermutungen austauschend, durch die langen Gänge dahin und die Treppe zu den Wirtschaftsräumen hinab. Es war ganz still und einsam dort unten, die Küche und die Zimmer der Dienerschaft waren verlassen, alle waren hinausgeeilt, um der Gräfin zu folgen, sobald sich die Kunde des Geschehenen verbreitet hatte.

Wo ist der Herr Graf Dietrich von Altenschwerdt? fragte Baron Sertus seinen Kammerdiener.

Der Herr Graf ist mit dem Jäger des Herrn Barons auf die Jagd gegangen, erwiderte dieser.

Man durchschritt den Park, fand die kleine Pforte weit offen stehend und trat hinaus ins Freie. Schon von weitem zeigte sich den Blicken der Schauplatz einer neuen schrecklichen Begebenheit. Dort, wo die hoch emporreichenden Eichen und die schwere Masse alten Gemäuers den Platz des tiefen, schwarzen Teiches anzeigten, der in der Chronik der Nachbarschaft von so vielen unheimlichen Erzählungen umgeben war, dort stand eine Anzahl von Menschen, Herren und Damen, Diener und Mägde, welche etwas zu beobachten schienen.

Baron Sertus besflügelte seine Schritte, und er ging in der Erregung dieser Stunde trotz seines leidenden Fußes so schnell, daß ihm die Übrigen kaum mit derselben Eile zu folgen vermochten. Als sich der Haufe dem Teiche näherte, löste sich von der Gruppe, die am Wasser stand, eine hohe Gestalt los und ging den Kommenden entgegen. Es war der Graf von Francken. Sein Haupt war unbedeckt, der Herbstwind spielte mit seinem weißen Haar, und auf seinem Antlitz lag eine tiefe Trauer ausgebreitet.

Er ergriff den Baron an der Hand und verhinderte ihn, an den Rand des Wassers hinanzugehen.

Mein alter Freund, sagte er in tiefer Ergriffenheit, es ist vorbei und keine Hilfe mehr möglich. Die Gräfin hat sich den Tod gegeben.

Baron Sertus taumelte zurück. Fast schien seine starke Natur dem Andrang so heftiger Bewegungen erliegen zu sollen. Am Arm des Grafen ging er tief und mühsam atmend langsam zum Schlosse zurück.

Die Übrigen blieben an dem Orte des Schrecknisses, und der Arzt beschäftigte sich mit dem entseelten Körper der unseligen Frau. Bis zum letzten Augenblicke hatte sie die wilde Energie bewiesen, die ihr im Leben verderblich geworden war. Der Arzt fand in ihrer Brust die scharfe Waffe stecken, mit der sie die Geschichte ihrer unglücklichen Liebe besiegelt und sich an dem Verräter gerächt hatte. Mit fester Hand hatte sie in dem Sprunge, der ihr Befreiung von aller Dual geben sollte, das eigne Herz durchbohrt.

Der Wind vom Meere her strich über die Ebene hin und kräuselte die

Oberfläche der schwarzen, klaren Flut. Die dunkeln Vögel, welche die Schloßthürme umkreisten, zogen weitere Bogen als sonst und versammelten sich mit mifftönendem Gekreisch über den Häuptern der Männer, welche die Leiche umstanden. (Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Die innere Verwaltung. Von Dr. Lorenz von Stein. Zweites Hauptgebiet. Das Bildungswesen. Erster Teil: Das System und die Geschichte des Bildungswesens der alten Welt. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta, 1883.

Ein Buch wie das vorliegende läßt sich in einer kurzen Besprechung nicht genügend würdigen. Neben Gneist ist Lorenz von Stein der einzige, welcher die angeblich willkürliche innere Staatsverwaltung zu einem harmonischen System wissenschaftlich zu gestalten gewußt hat. Sein großes, in zweiter Auflage erscheinendes Werk ließ schon in den bisher veröffentlichten Teilen erkennen, daß der Verfasser in treuer Hingebung bemüht war, überall den Erscheinungen des innern Staatslebens zu folgen und das früher geschriebene zu ergänzen und zu verbessern. Kein Teil des Werkes hat jedoch eine so völlige Umgestaltung erfahren, wie der vorliegende, das Bildungswesen betreffende. In der ersten Auflage war die alte Welt beiseite gelassen und aus dem überwältigenden Stoff nur eine Skizze — wenn auch eine sehr sorgfältige — über das Bildungswesen der neuern Kulturvölker gegeben. In der gegenwärtigen Auflage vollt sich uns die ganze Geschichte des Bildungswesens als ein farbenreiches Bild auf, wie wir kein schöneres aus der Feder des gelehrten und geistvollen Verfassers haben entstehen sehen. Freilich steckt in diesem Teil nicht bloß die Arbeit des Geistes, sondern zugleich auch die des Herzens, welches dem Licht auch die Wärme verleiht. Deshalb wendet sich auch der Verfasser an den Lehrberuf des deutschen Volkes, indem er sich eins weiß mit allen denen, welche, wie er selbst, den Lehrberuf als die schwerste Aufgabe des Lebens anerkennen. Auf diesem Gebiete befindet sich der Verfasser in dem wahrsten und reinsten Element des germanischen Wesens, welches das von der römischen Welt verlorene Ideal wiedergefunden hat. Das Hellenentum hat sein Ideal in dem staatsbürgerlichen Ruhm und in der subjektiven Erkenntnis gefunden, das Ideal der germanischen Welt ist das des Berufes, in welchem sich gleichzeitig das Ideal des ganzen Lebens verwirklicht. Von diesem hohen Standpunkte aus behandelt der Verfasser zunächst begriffsmäßig die Wissenschaft des Bildungswesens und dessen einzelne Elemente (Volksschule, Berufsbildung) in den verschiedenen Verzweigungen des vielgestaltigen Lebens, und erörtert endlich das Bildungswesen als Teil der Staatswissenschaft und der Verwaltung. Im zweiten Teile gelangen die Elemente der Geschichte des Bildungswesens zur Darstellung. Auf den Grundformen des geistigen Lebens baut sich in diesem Teile zunächst das Bildungswesen im Orient, in Hellas und Rom auf, das uns gleichzeitig die Geschichte der Philosophie, des Rechts und Staates von dem Gesichtspunkte der geistigen Bestrebungen giebt. Den Schluß des Ganzen bildet der Untergang der alten Welt, das Ein-